GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Das Unbewusste sitzt im Fleisch. Einige psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zum affective turn in der Geschlechterforschung

Winter, Sebastian

2014

https://doi.org/10.25595/3846

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Winter, Sebastian: *Das Unbewusste sitzt im Fleisch. Einige psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zum affective turn in der Geschlechterforschung*, in: FZG (FZG – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien), Jg. 20 (2014) Nr: 2, 43–58. DOI: https://doi.org/10.25595/3846.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/fzg.v20i2.17134

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 20/2: 43-58

Sebastian Winter

Das Unbewusste sitzt im Fleisch

Einige psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zum *affective turn* in der Geschlechterforschung

Zusammenfassung: Der affective turn ist an der Vermittlungsstelle von Konstruktivismus und Essentialismus angesiedelt. Der Artikel stellt diese theoretischen Grundlagen dar und ergänzt sie mit anderen Ansätzen zu dieser Vermittlung. Dabei werden neben der Leibphänomenologie und Bourdieus Habitus-Theorie insbesondere zwei psychoanalytisch-sozialpsychologische Ansätze hervorgehoben: die „Kritische Theorie des Subjekts" von Alfred Lorenzer sowie die „Allgemeine Verführungstheorie" Jean Laplanches. Diese Theorien bieten Möglichkeiten, Affekte als nicht biologische, aber dennoch leiblich verankerte Phänomene zu verstehen. Affekte entstammen demnach frühen, vorsubjektiven Interaktionserlebnissen und werden zunächst nicht psychisch, sondern nur leiblich registriert. Bei ihrer Übersetzung in die kulturellen Symbolsysteme, die sie zu bewusst wahrnehmbaren Gefühlen modifiziert, fallen notwendigerweise unübersetzbare ‚Reste' an – Unbewusstes, das weiterhin nur leiblich vorhanden und der Psyche entzogen ist. Vor diesem theoretischen Hintergrund erweitere ich Judith Butlers Entwurf der melancholischen Natur der heteronormativen Geschlechterordnung um eine leibliche Dimension und ziehe Folgerungen für eine ‚Politik der Gefühle'.

Schlagwörter: Leib; Melancholie; Psychoanalyse; Symbolisierung; Trieb.

The Unconscious is situated in the Flesh – Some psychoanalytic social-psychological considerations about the affective turn in gender studies

Abstract: The affective turn emerges at the mediating-point between constructivism and essentialism. This paper presents the affective turn's theoretical foundations while supplementing them with other theoretical approaches. Apart from body-phenomenology and Bourdieu's theory of habitus, the article pays special attention to two psychoanalytic, social-psychological approaches: the "Critical Theory of the Subject" by Alfred Lorenzer and Jean Laplanches "General Theory of Seduction". These theories provide an understanding of affects not as biologically determined, but nevertheless anchored in the body. They derive from early, pre-subjective interaction-experiences and are, initially, not registered mentally but only bodily. Due to their translation into cultural symbolic systems they are modified to consciously perceivable emotions. However, untranslatable "leftovers" remain – the unconscious, which is still present in the body and cannot be integrated into the psyche. In reference to this theoretical background, this paper supplements Judith Butler's explanation of the melancholic nature of the heteronormative gender with a bodily dimension and draws consequences for a "policy of emotion".

Keywords: body; melancholia; psychoanalysis; symbolization; drive.

© 2014 Budrich Unipress. 10.3224/09489975214

Konstruktivismus vs. Essentialismus

Affekte sind als Forschungsthema (wieder) in den Geistes- und Sozialwissenschaften angekommen. Im Gegensatz zur kulturellen Strukturierung des *Denkens*, dem der *linguistic turn* gegolten hat, verspricht der *affective turn* auch die kulturelle Natur des affektiven *Empfindens* zu erhellen. Affekte zu untersuchen ist eine heikle Angelegenheit: In der Geschlechterforschung war mit der analytischen Unterscheidung eines materiellen Substrats – *sex* – von dessen kulturellen Ausdrücken – *gender* – die Frage nach einer möglichen Leiblichkeit und Affektivität jenseits ihrer Repräsentation eskamotiert bzw. an die Biologie delegiert worden. Die Angriffe auf diesen Dualismus durch konstruktivistische Ansätze sprachen der Biologie jede Erklärungskraft ab und kamen in der Tendenz zu dem Ergebnis, dass über das außerdiskursive Sein des Leibes nicht nur nichts ausgesagt werden könne, sondern dass dieses als wirkmächtiges gar nicht existiere (Maihofer 1995: 48). Ein eventuell resistenter leiblicher Eigensinn, der in den diskursvermittelten Körpervorstellungen nicht aufginge, konnte theoretisch kaum noch in den Blick genommen werden und blieb doch evident:

> Praxis ist keine *Verkörperung* von kulturellen Diskursen. Menschen sind keine wandelnden, zu Fleisch gewordenen Codes oder Semantiken. Die Lebendigkeit des Tuns fordert die Ordnung der Diskurse immer heraus. (Villa 2013: 61)

Den konstruktivistischen Ansätzen stehen in den Diskursen von Biologie, Medizin und Esoterik essentialisierende, biologisierende oder romantisierende Annahmen gegenüber, die in die Erklärungslücke des leiblichen Eigensinns vorstoßen und, oftmals mit antifeministischem Unterton, erklären, dass Sprache und Kultur nur eine unvollkommene Repräsentation der wahren Natur des Menschen seien. An dieser Gegenüberstellung von Konstruktivismus und Essentialismus setzt der *affective turn* – eine um die Jahrtausendwende in den USA entstandene geistes- und sozialwissenschaftliche Diskursentwicklung – an und versucht, eine vermittelnde Alternative zu bieten.

Dieser Aufsatz dient der kritischen Introspektion der theoretischen Grundlagen dieses Projekts. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den parallel zum *affective turn* in Europa entwickelten Ansätzen der Vermittlung von Konstruktivismus und Essentialismus. Anschließend wird eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Perspektive zur Diskussion gestellt, die reiches Potential für die Erklärung des Verhältnisses von Leib, Affekt, Subjekt und Gesellschaft enthält, jedoch auf beiden Seiten des Atlantiks weitgehend unbekannt geblieben oder wieder in Vergessenheit geraten ist.

Wie lassen sich – so die leitenden Fragen dieser Reise durch die Theorien – die leibliche Affektivität und ihre diskursiv geleitete Wahrnehmung zusammen und gegeneinander denken, ohne an den täuschenden Untiefen von Essentialismus und Konstruktivismus zu stranden und welchen Ertrag kann diese Reise für eine „Politik der Gefühle" liefern?

Der *affective turn*

Der *affective turn* richtet den Fokus auf den leiblich-affektiven Eigensinn jenseits der bewussten, diskursiven Subjektivität:

> The turn to affect points [...] to a dynamism immanent to bodily matter and matter generally – matter's capacity for self-organization in being informational – which, I want to argue, may be the most provocative and enduring contribution of the affective turn. (Clough 2010: 206f.)

Zwei theoretische Hauptwege lassen sich hier unterscheiden (Gregg/Seighworth 2010: 5). Einerseits eine an dem Werk des Psychologen Silvan S. Tomkins orientierte Richtung: Affekte werden hier als leibliche Reaktionen (Änderungen der Atem- und Herzschlagfrequenz, der Hautdurchblutung, unwillkürliche Muskelbewegungen etc.) auf innere und äußere Reize aufgefasst, die in verschiedene Grundtypen unterteilt werden können. Die Anlässe für diese Affekte seien zunächst nur durch unspezifische „innate scripts" (Tomkins 1987: 148f.) festgelegt: „any affect may have any ‚object'" (Tomkins, zit. nach Sedgwick/Frank 1995: 503). Welche affektive Reaktion in welcher Situation ausgelöst wird, entscheide sich lebensgeschichtlich erst durch das wiederholte Erleben ähnlicher „Szenen" (Tomkins 1978: 211f.). Die sich so entwickelnden *ideo-affective postures* prägen die emotionale Wahrnehmung und prädisponieren die Subjekte für die Übernahme von (politischen) Ideologien (Tomkins 1995). Die primären Affekte selbst seien aber ebenso eine Angelegenheit der Biologie wie die „Triebe", die als innere Reize Affekte auslösen (Tomkins 1978: 202). Dem von Foucault als essentialistisch kritisierten Repressions-Paradigma verhaftet, fragt Tomkins danach, inwieweit Gesellschaften die „free expression of innate affects" (ebd.: 208) und „innate scripts" unterdrücken, was zu psychosomatischen Erkrankungen führen könne (ebd.). Er beschreibt in diesem Zusammenhang insbesondere die patriarchal-normative Hierarchisierung der Affekte und deren Zulassen bzw. Verbieten gemäß Männlichkeits- bzw. Weiblichkeitsidealen (Tomkins 1987: 173ff., 205). Anderseits existiert im *affective turn* ein Ansatz, der im Gegensatz zu Tomkins keine angeborenen Triebe und Affekt*qualitäten* annimmt, sondern lediglich ein Potential leiblicher Erregbarkeit (*arousal*), dessen *Quantität* sich erst in konkreten Aktualisierungen ausformt und fixiert. Diese Richtung wurde von dem Philosophen Brian Massumi in einem grundlegenden Artikel begründet (Massumi 1995). Die von ihm mit dem „affect" gleichgesetzte (ebd.: 88) leibliche Erregbarkeit, vergleichbar mit der grenzenlosen und alogischen „Wunschmaschine" des *Anti-Ödipus* (vgl. Deleuze/Guattari 1974 [1972]), sei

> characterized by a crossing of semantic wires: […] sadness is pleasant. The level of intensity is organized according to a logic that does not admit of the excluded middle. This is to say that it is not semantically or semiotically ordered. (Massumi 1995: 85)

Eine Ausdifferenzierung und Tendenz in der Ausrichtung dieser Quantität bilde sich erst in der Lebensgeschichte der Individuen als leiblicher Niederschlag von Interaktionserlebnissen heraus:

> [T]he *trace* of the past actions *including a trace of their contexts* were conserved in the brain and in the flesh […]. The trace determines a tendency, the potential, if not yet the appetite, for the autonomic repetition and variation of the impingement. (ebd.: 91ff.)

Diese leiblichen Tendenzen können in einem weiteren Schritt eine Qualität annehmen, wenn sie benennbar werden. Sie wandeln sich dann zum bewussten Gefühl oder emotion:

> Emotion is qualified intensity, the conventional, consensual point of insertion of intensity into semantically and semiotically formed progressions, into narrativizable action-reaction circuits, into function and meaning. (Massumi 1997: 88)

Bei jeder solchen Wandlung von „arousal"/„affect" zu „traces" zu „emotion" bleibe aber „a never-to-be-conscious remainder" der basalen Alogik zurück (Clough 2010: 209), der nur in unwillkürlichen Reaktionen des Leibes zu beobachten und als unscharfer „sense of aliveness" zu verspüren sei (Massumi 1995: 97).

Wenn leibliche Affekte ihre lebensgeschichtliche Konkretisierung und einen emotionalen Ausdruck finden, unterliegen sie dabei einer Modifikation – diese Annahme ist beiden Richtungen innerhalb des *affective turn* gemein. Aber ist mit Tomkins Beschreibung der angeborenen primären Affekte schon die tiefste Schicht erreicht oder droht hier eine essentialistische Untiefe? Können Affekte „unterdrückt" werden? Und inwiefern fallen bei ihrer Bewusstwerdung „remainders" an? Mit den Begriffen des ‚Leibes' und der ‚Hexis' lässt sich die Geschichte der Affekte und ihr Verhältnis zum Bewusstsein weiter ausleuchten.

Leib und Hexis

In Europa, insbesondere im deutschsprachigen Raum, wird in der Geschlechterforschung vor allem von Seiten der Körpergeschichte, der Leibphänomenologie und der Sozialisationsforschung Kritik an der Gegenüberstellung von Konstruktivismus und Essentialismus geübt – meist ohne direkte Bezugnahmen auf den *affective turn*. Stattdessen wird sich auf die Unterscheidung zwischen der diskursiv konstituierten Wahrnehmung des objektiven ‚Körpers' und dem schwer benennbaren Empfinden des subjektiven ‚Leibes' gestützt, wie sie von Helmuth Plessner, Hermann Schmitz und Maurice Merleau-Ponty entwickelt worden ist.[1] Der Leib ist die unwillkürlich vernommene Dimension des vermessbaren und beschreibbaren Körpers, dessen „eigenleibliches Spüren" sich der diskursiven Vernunft entzieht: „ein Gewoge verschwommener Inseln […], die in Ausnahmefällen auch die Grenzen des sicht- und tastbaren Körpers überschreiten können" (Schmitz 2008a [1989]: 12), ein nicht-subjekthaftes Hin und Her

zwischen „Eigenwelt“ und „Fremdwelt“ (Schmitz 2008b [1989]: 86f.) statt eines zusammenhängenden und klar begrenzten Körpers. Das ganz eigene „Alphabet der Leiblichkeit“ (Schmitz 2008a [1989]: 11f.), die Grammatik des leiblichen Drängens, das mit der den Leib umgebenden und ihn ergreifenden Gefühls-Atmosphäre eng verwobenen ist, kann kein akultureller Naturrest[2] sein: Dies belegt die historische Wandelbarkeit des Leiberlebens (Duden 1991 [1987]) sowie „die stabile Verankerung ‚sozialer Normen‘“ gerade durch dieses „präreflexive[.], ‚sinnliche[.]‘ Wissen“ und sein „Verhaltens- und Empfindungsprogramm“ (Villa 2011: 32f.). Wie aber bilden sich die leiblich-affektiven Empfindungen dann?

Im *affective turn* werden sie, wie gezeigt, in den Spuren (*traces*) vergangenen Erlebens fundiert. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu, der in der diesbezüglichen deutschsprachigen Diskussion eine wichtige Rolle spielt, hat einen ähnlichen Zugang gewählt. Neben dem bewussten, ‚theoretischen‘ Sinn, den AkteurInnen ihren Handlungen beilegen, existiert demnach ein weiterer, ihnen selbst verborgener, da präreflexiver Sinn. Dieser ‚praktische‘ Sinn äußert sich in leiblich-unwillkürlichen Reaktionen und widerspricht oft dem reflektierten Selbstbild. Er kann hierarchische (Geschlechter-)Verhältnisse deshalb auch dort stützen, wo die Aufklärung und der bekundete Wille schon weiter sind (Bourdieu 2005 [1998]: 72). Träger dieses Sinns, der sich dem Bewusstsein entzieht, ist die Hexis als somatische Dimension des Habitus. Sie reicht tief in die Strukturen des Begehrens und der Lust hinein. Die Grammatik der geschlechtlichen Hexis forme,

> weil dieses Prinzip den Wunsch hervorruft, ausformt, ausdrückt und lenkt, den männlichen Wunsch als Besitzwunsch, als erotisierte Herrschaft und den weiblichen Wunsch als Wunsch nach männlicher Dominanz, als erotisierte Unterordnung oder gar, im Extremfall als erotisierte Anerkennung der Herrschaft. (ebd.: 41)

Der Habitus ist als ‚zweite Natur‘ Produkt von sozialisierenden Interaktionserfahrungen, die sich „inkorporieren“ und die Grammatik des Leibes organisieren:

> Der Habitus ist eine Art psychosomatisches Gedächtnis. In ihm sind frühere Handlungsweisen gespeichert, die in ähnlichen Situationen abgerufen werden. Das heißt, der Habitus ist eine Tendenz, so zu handeln, wie man es einmal – insbesondere beim ersten Mal – gelernt hat. (Rehbein 2011: 90)

Obwohl das Hexiskonzept zur Ergänzung der konstruktivistischen Ansätze äußerst brauchbar ist, da es die in den Sozialisationsprozessen ausgeformte Leiblichkeit und Affektivität als gegenüber dem Bewusstsein eigengesetzliche Ebene anerkennt, ergeben sich aus subjekt- und sozialisationstheoretischer Perspektive zwei Probleme: Erstens berührt das Habitus-Konzept kaum die Ebene der alogischen Affekte und nicht-subjekthaften Leibempfindungen, auf die Massumi und Schmitz fokussieren. Zweitens ist die Hexis eher eine heuristische als eine erklärende Kategorie. Der Entstehungsprozess der Hexis und ihres Wider-

spruchs zum diskursiven Bewusstsein bleibt bei Bourdieu weitgehend im Dunkeln (vgl. Maihofer 2002: 20; Jäger 2004: 189ff.). Einige seiner Formulierungen erinnern an lerntheoretische Ansätze, er schlug aber auch eine „Psychoanalyse des Gesellschaftlichen" (Bourdieu 1982 [1979]: 138) vor, ein Projekt, das er leider nicht mehr durchgeführt hat.

Psychoanalytische Sozialpsychologie der Affekte

Andrea Maihofer hat dagegen diesen Weg verfolgt und bei ihren Anstößen zu einer theoretischen Neufassung der ontoformativen, leibbildenden Kraft der Kultur die Psychoanalyse zur Hilfe genommen. Sie stützt sich dabei weitgehend auf Nancy Chodorows paradigmatische Thesen über die geschlechtliche Psychogenese (vgl. Chodorow 1994 [1978]). Die Argumentation dieser feministischen Psychoanalytikerin bleibt aber recht familialistisch und berücksichtigt kaum die symbolischen Vermittlungsschritte in der geschlechtlichen Sozialisation. Das macht ihre Verknüpfung mit konstruktivistischen Theorien schwierig. Wegweisender erscheint mir die interaktions- und symboltheoretische Reformulierung der Psychoanalyse durch Alfred Lorenzer. Sie ist wesentlich anschlussfähiger an Massumis Überlegungen zu dem in der Bewusstwerdung nicht Aufgehenden und an Tomkins Konzept der primären Affekte sowie die Annahme eines somatischen Gedächtnisses als Spur vergangener Erlebnisszenen. Lorenzers Theorie entstammt dem Kontext der kritischen Theorie des Subjekts. Diese nahm die freudo-marxistischen Debatten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, welche sich zentral um die Suche nach einem angemessenen Triebbegriff jenseits von Biologismus und Soziologismus gedreht hatten, in den 1970er Jahren wieder auf (vgl. Brunner et al. 2012: 28ff.).

Lorenzer fokussiert bei seinen Überlegungen auf drei Ebenen des menschlichen Erlebens und ihr Zusammenspiel:

<table>
<tr><td rowspan="2">1)
Triebe</td><td>Körper-Bedarf</td><td colspan="2">Biologie</td></tr>
<tr><td>leibliche Interaktionsformen, Bedürfnisse</td><td>Unbewusstes</td><td rowspan="2">leibliches Empfinden</td></tr>
<tr><td rowspan="2">2)
präsentativ-symbolische Interaktionsformen</td><td>leiblich-präsentativ-symbolische Interaktionsformen</td><td rowspan="2">Vorbewusstes</td></tr>
<tr><td>instrumental-präsentativ-symbolische Interaktionsformen</td><td rowspan="2">symbolisches Denken</td></tr>
<tr><td colspan="2">3)
sprachlich-symbolische Interaktionsformen</td><td>Bewusstes</td></tr>
</table>

Er thematisiert zunächst die auf einem Körper-Bedarf aufbauende Ebene der Triebe, die er interaktionstheoretisch fasst. Zweitens referiert er auf die Ebene der von der amerikanischen Philosophin Susanne Langer (Langer 1984 [1942]) „präsentative Symbolik" genannten, nicht-sprachlichen symbolischen

Ordnungen: Dies sind einerseits die bildenden Künste, Musik, Allegorien... (instrumental-präsentativ), andererseits aber auch die Gesten und präreflexiven theatralischen Inszenierungen im Alltag und im Spiel (leiblich-präsentativ).[3] In der Geschlechterforschung betrifft diese Ebene der präsentativen Symboliken das expressive Repertoire des Doing Gender. Bei Bourdieu fielen die Ebenen der leiblichen Interaktionsformen und der leiblich-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen unterschiedslos unter die Kategorie der Hexis. Drittens betrachtet Lorenzer das sprachvermittelte Bewusstsein.

Zunächst zu den Trieben: Triebe sind in der Psychoanalyse keine evolutionär vorgeformten Instinkte, aber sie sind leibgebunden. Sie sind – so Lorenzers Reformulierung der psychoanalytischen Triebtheorie – die Spuren von in der frühen Kindheit erlebten Interaktionsszenen. Das Wechselspiel zwischen den Regungen des Säuglings, und der Art, wie die Pflegepersonen auf ihn/sie reagieren, bildet Interaktionsmuster. Diese schlagen sich als leiblich erinnerte „bestimmte Interaktionsformen" in „sensomotorischen, organismischen Formeln" (Lorenzer 1984a [1981]: 86) und neuronalen Bahnungen (Lorenzer 2002 [1986]) nieder und organisieren die Empfindsamkeit und Erogenität des kindlichen Leibes. Die Lippen beispielsweise – so hat es schon Freud beschrieben – werden zur erogenen „Leibesinsel" (Schmitz 2008b [1989]: 61ff.) über die „Reizung durch den warmen Milchstrom" während der Still-Szene, die so „die Ursache der Lustempfindung" wird (Freud 1905: 88). Wenn die Gefühls-Atmosphäre der aktuellen Situation den Leib anweht und altes Erleben ‚triggert', entsteht ein leiblicher, intrusiver Drang zur Reinszenierung der Szenen.[4]

Basale triebgenerierende Interaktionen finden schon – und das ist zentral für die Erklärung der Widersprüche zwischen dem unwillkürlichen Leib und der von Subjekten getragenen Sprache – entwicklungspsychologisch vor jeder Subjekthaftigkeit statt. Vor der Ausbildung einer ‚Psyche' als ‚Innenraum' sozialisiert sich der Leib im noch ungeschiedenen Wechselspiel mit der Umwelt und wird mit dem Sinn der affektiv erlebten Interaktionsmuster versehen. Es handelt sich hierbei auf Seiten des Kindes noch nicht um psychische Prozesse im Sinne einer vom Leib differenzierten geistigen Aktivität. Vielmehr formuliert Lorenzer ähnlich der Leib-Phänomenologie eine „Hermeneutik des Leibes" (Lorenzer 2002 [1986]: 225). Die leibliche Materie hat demnach eine Geschichte sowie einen Willen und Eigensinn:

> Das, was Binswanger als Leib bezeichnet, wird […] nicht als […] sinnlose Matrix einer ‚von oben' (dem ‚Geist', dem ‚Bewußtsein', der ‚Sprache') aufgestülpten Bedeutsamkeit angesehen. Der Leib selbst gibt Regeln, Handlungsmuster vor. (ebd.: 210)

In diese Interaktionen fließt eine Aktivität von zwei Seiten ein: Während die Regungen des Kindes von seinem zunächst „diffusen Körperbedarf" (Lorenzer 1984a [1981]: 86) bestimmt sind, stehen die Reaktionen der Pflegeperson in einem kulturellen Kontext von Verhaltensregeln: Ob ein schreiender Säugling allein in einem dunklen Zimmer abgestellt, stundenlang im Tragetuch in den Schlaf gewiegt oder eng gewickelt in eine Rückentrage gesteckt wird, ist kul-

turell unterschiedlich. Die sich aus diesen Interaktionen bildenden Triebe sind somit nicht kultur- und geschichtslos. Sie sind, als die Formen in der die Befriedigungen des „Bedarfs" erfahren wurden und nun als konkrete „Bedürfnisse" erwünscht werden, „sozialisierte Natur" (Lorenzer 1977: 43).

Der grundlegende „Bedarf" des kindlichen Leibes bleibt bei Lorenzer allerdings eine theoretische Schwachstelle. Er umfasse Hunger ebenso wie Sexualität und sei, wie auch in Tomkins' Affekt-Konzeption, angeboren (vgl. Winter 2013: 349). Auch Lorenzers Ansatz basiert somit auf essentialisierenden Annahmen. Wir müssen also einen alternativen Weg durch diese Zone suchen und dabei von dem qualitätslosen „arousal/affect" Massumis ausgehen. Woher stammt es? Eine konsequent deontologisierende Antwort bietet die „Allgemeine Verführungstheorie" des Lacan-Schülers Jean Laplanche:

> Die allgemeine Verführungstheorie möchte Aufschluß geben über die Entstehung des sexuellen psychischen Apparats des menschlichen Wesens, ausgehend von der zwischenmenschlichen Beziehung und nicht von biologischen Ursprüngen. (Laplanche 2004: 898)

Die Ursache des Triebes – hier im Singular, da er nach Laplanche nicht alles leibliche Drängen umfasst, sondern nur das spezifisch menschliche erotische und thanatöse Begehren nach Aufhebung der Differenz zum Anderen – ist nicht angeboren, sondern exogenen Ursprungs. Er wird von den Erwachsenen in den kindlichen Leib gesenkt, indem dieser während den leiblich-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen der Pflegehandlungen *bedeutungsvoll* berührt wird. Die erogenen Zonen der Haut entstehen als Orte, an denen ‚rätselhafte Botschaften' hinterlassen werden – Botschaften, die von einem (unbewussten) Begehren nach der objekt- und subjektlosen „jouissance" (Lacan, vgl. Hopf 2013: 116ff.; Zupančič 2013: 139ff.) in der Beziehung zum Kind kontaminiert sind, das dem Sexualen der Erwachsenen eigen ist. Da dieses Ziel des erwachsenen Begehrens selbst ein erst nachträgliches und daher nicht einholbares Resultat des leidvollen Erlebens von Differenz und Mangel während der Subjektwerdung ist, wird das ‚Reale' der Botschaft als Kern des Unbewussten ein Leben lang ungestillt – als *arousal* – im Leib stecken bleiben. Wohl aber gibt es viele verschiedene kulturell angebotene Übersetzungs*versuche* in den symbolischen Formen der (sexuellen) Beziehungen (Laplanche 2004; Winter 2013: 350ff.).[5]

Judith Butler, schließt sich Laplanche an (Butler 2007 [2002]: 96ff.) und betont, der Leib sei keineswegs „die leere Tafel oder das passive Medium, auf das die Psyche einwirkt, sondern vielmehr die konstitutive Forderung, die von Beginn an das psychische Geschehen mobilisiert" (ebd.: 103). Das, was hier als Wirkung der rätselhaften Botschaften fordert, könne aber nicht positiv beschrieben werden:

> Tatsächlich verharrt dieser Referent nur als eine Art Abwesenheit oder Verlust, als das, was die Sprache nicht erfasst, was hingegen statt dessen der Sprache wiederholt den Impuls gibt, jenes Erfassen, jene Umschreibung zu versuchen – und damit zu scheitern. (ebd.)

Die Reiterationen der Sprache durch die einzelnen Subjekte gelängen nie ganz, sie wiesen „Brüche und feine Risse“ (ebd.: 32) auf und die „verletzenden Namen“ (Butler 2001 [1997]: 99) produzierten nicht nur ihnen entsprechende, heteronormativ begehrende Körper, sondern dabei zusätzlich als „Parasiten der performativen Produktivität“ (Zupančič 2013: 136) eine undenkbare und unlebbare Zone im Fleisch der Subjekte, die bevölkert werde von „verworfenen Wesen“, „bedrohlichen Gespenstern“ und „Höllenfiguren“ des Dritten (Butler 1993 [1991]: 16, 23, 149). Wir begeben uns hier, wie Sigmund Freud gesagt hätte, in das „innere Ausland“ des Unbewussten (Freud 1933: 496). Wie ist die Beziehung von Unbewusstem und Bewusstem, die uns schon bei Massumi mit der Wandlung von „arousal/affect“ zu „emotion“ und den zurückbleibenden „remainders“ begegnet ist, mit Lorenzer zu fassen?

Psychoanalytische Sozialpsychologie der Gefühle

Gefühle sind, mit Lorenzer gelesen, symbolisch repräsentierte Affekte. Neben der Reformulierung der Trieb-Theorie als Interaktions-Theorie ist seine zweite Neuerung der Einbezug einer Symboltheorie in die Überlegungen bezüglich der psychodynamischen Sozialisationsmechanismen und zur Erklärung des Bildungsprozesses des Bewusstseins. Die zum Trieb geronnenen und leiblich erinnerten Interaktionsformen (in welche die rätselhaften Botschaften eingelagert sind) können – wie bereits erwähnt – verschoben ihre Erscheinung in präsentativen und diskursiven *symbolischen* Interaktionsformen finden. Dieses die neuronalen Bahnungen mit geringen Energiemengen durchspielende „Probehandeln“ (Freud 1911: 20), das die Affekte evoziert und als Gefühle handhabbarer macht, ist ein Gewinn für das Kind. Seine ‚personale Emanzipation‘ aus der ‚primitiven Gegenwart‘ (Schmitz) ermöglicht ihm eine Distanz und Verfügungsgewalt gegenüber den Situationen (und seinem eigenen leiblichen Mitschwingen). Zugleich aber bedeutet dies eine Unterwerfung unter die herrschende Kultur, welche die Ausdruckssysteme zur Verfügung stellt und aufdrängt. Erst in diesem Übersetzungs-Prozess bilden sich die *psychischen* Reflexions-Strukturen, die Freud „Ich“ und „Über-Ich“ genannt hat und welche die moderne Subjekthaftigkeit kennzeichnen. ‚Psyche‘ bezeichnet somit keinen angeborenen Aspekt des Menschseins sondern ein historisch spezifisches Verhältnis zu sich selbst (Rau 2013).

Lorenzer entwirft so eine Alternative zu Butlers Postulat, „die Psyche“ sei „kein Raster, durch das ein zuvor gegebener Körper erscheint“, das in einer Spannung zu ihrer Formulierung von der „konstitutiven Forderung“ des Leibes steht (Butler 1993 [1991]: 101). Diese Botschaft fand ihren ersten Ausdruck in den leiblichen Interaktionsformen und der Leib ist somit nicht geschichtslos, aber tatsächlich älter als die Psyche. „[E]s gibt kein ‚Ich‘ vor der Annahme eines Geschlechts“ (ebd.: 145), wohl aber einen eigendynamischen Leib. Um dann noch ein „Ich“ mit Gefühlen und einem intelligiblen Körper zu werden, muss das Kind lernen, sich in der symbolischen (Geschlechter-)Ordnung zu reflektieren und entsprechend zu agieren. Wieder durchaus im Sinne Butlers wird der „Täter“ als

Subjekt somit erst „in und durch die Tat hervorgebracht“ (Butler 1991 [1990]: 209). Lorenzer könnte Butlers zentraler Aussage durchaus zustimmen,

> daß eine Geschlechtszugehörigkeit nicht durch Handlungen, Gesten oder Sprache ‚ausgedrückt‘ wird, sondern daß die Performanz der Geschlechtszugehörigkeit rückwirkend die Illusion erzeugt , daß es einen inneren Geschlechterkern gibt. (Butler 2001 [1997]: 135f.)

Durch das Einüben der sprachlichen und präsentativen symbolischen Interaktionsformen entsteht der (geschlechtliche) Habitus, mit seinen Denk-, Fühl- und Handlungsschemata, deren Automatismen am Ende dieser langen Entwicklung als scheinbar natürlich-leibliche, spontane Impulse imponieren. Die subjektbildende Symbolisierung – und nicht die direkte, konditionierende Erziehung mittels Belohnungen und Strafen – bildet bei Lorenzer wie auch bei Butler das wichtigste Scharnier zwischen der kulturellen Ordnung und der Psychodynamik und -struktur des Subjekts. Ihre konsistente Systemhaftigkeit schließt bestimmte Erlebnisformen aus – „wie jedes Liebesverhältnis deutlich macht“ (Lorenzer 1984a [1981]: 93): Das Unbewusste kennt keine der grammatischen Regeln der Sprache – weder Tempus noch Genus, weder den Gegensatz von Indikativ und Konjunktiv noch die Unterscheidung von Subjekt, Prädikat und Objekt[6]. Wo die diskursive Sprache versagt, kann man sich aber immer noch küssen, schlagen, sexuell miteinander verkehren, eine poetischere Sprache nutzen oder musizieren. All dies sind nicht (nur) spontane Leib- und Triebäußerungen, sondern ritualisierte, symbolische Handlungen, die etwas bedeuten und kulturell (mehr oder weniger) verständlich Affekte ausdrücken: präsentative statt diskursive symbolische Interaktionsformen

Manches Erleben jedoch findet gar keinen symbolischen Ausdruck. Es ist damit unbewusst und nur in Form „anstößige[r] Körperwünsche“ (Lorenzer 1984b: 196) vorhanden. Das Unbewusste sitzt im Fleisch und kann durch zwanghaftes Agieren unpassender leiblicher Regungen und psychosomatische Erkrankungen die bewussten Selbstkonzepte und das „impression management“ (Goffman) des Doing Gender stören.[7] Der Leib drängt dann in eine andere Richtung als das von sich selbst irritierte Ich und der psycho-physische Monismus, den Spinoza beschrieben hat, bricht auf in den cartesianischen Dualismus von abstraktem Geist und leidenschaftlichem Körper.

Die befreiende und faszinierende Wirkung, die ein Text haben kann, der durch Verschiebungen und „Fehler“ bei der Reiteration der Diskurse Neues zum Ausdruck zu bringen vermag, resultiert aus der dadurch ermöglichten psychischen Aneignung des zuvor fremden Eigenen. Dessen Diskursivierung hebt es in den Bereich des Denk-, Fühl- und Erfahrbaren. Ähnliches soll die psychoanalytische Therapie leisten. Die „Erschließung des Verworfenen und das Sagen des Unsagbaren“ (Butler 2006 [1997]: 71) kann freilich nicht zum unmittelbaren verbum proprium führen. Der Leib bleibt ein schwarzes Loch des ‚Realen‘ im Zentrum des symbolischen Gewebes, ein *never-to-be-conscious-remainder*.

Die „Melancholie der Geschlechter"

Die Verortung in der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit und ihrer Heteronormativität führt – so Butlers Beispiel für solche Übersetzungsverluste – dazu, dass eine Gleichzeitigkeit der affektiven Bindungen von ‚Identifikation' und ‚Begehren' nicht intelligibel ist. ‚Haben' und ‚Sein' müssen gespalten werden:

> Die heterosexuelle Logik, die verlangt, daß sich Identifizierung und Begehren gegenseitig ausschließen sollen, ist eines der einschränkendsten psychologischen Instrumente des Heterosexismus überhaupt: Wenn sich eine Person *als* ein gegebenes Geschlecht identifiziert hat, muß sie ein anderes Geschlecht begehren. (Butler 1993 [1991]: 328f.)

Die im Lichte der Heteronormativität als gleichgeschlechtlich ‚erkannten' Liebes- *und* Identifikationsobjekte müssen als *Liebes*objekte aufgegeben werden. Die Liebe zu ihnen wird ein unsäglicher Unsinn, sie kann nicht einmal als gewesene anerkannt und dann betrauert werden. Um intelligibel zu sein, muss sie durch eine sekundäre Identifikation ersetzt werden – ein Prozess, den Butler mit Freud als Entwicklung einer Melancholie beschreibt. Der Junge will wie Papa sein – dass er ihn einmal heiraten wollte, hat er ‚vergessen'. Die heterosexuelle Identität speist sich dann aufgrund der „Unfähigkeit zu trauern" (Butler 2001 [1997]: 28) aus solchen Identifikationen mit den Objekten der versagten homosexuellen Liebe. Auch von der Kraft dessen, was sie offiziell gerade nicht ausdrücken, leben die Symbolisierungen: Die Heterosexualität ist somit eine umgewandelte Homosexualität (Butler 1993 [1991]: 324).

Butlers Darstellung dieser psychodynamischen Vorgänge bleibt in der Beschreibung und Konzeption, entgegen ihrer Intention, allerdings sehr leibfern und vernachlässigt so das Geschehen in der vorsubjektiven Phase der menschlichen Entwicklung. Sie erwähnt, aber diskutiert nicht systematisch das eigensinnige Weiterwirken des Unbewussten und seine Wiederkehr im sexuellen Erleben: „The unconscious remains the unthought in Butler's theory, functioning as an aporia within that theory" (Campbell 2001: 46; vgl. Laquièze-Waniek 2013). Für die aporetische Weglosigkeit sind diesmal konstruktivistische Untiefen verantwortlich. Hier kann wieder Lorenzer eine Fahrrinne zeigen und unsere Suche nach der Leiblichkeit jenseits ihrer Repräsentanz in Bewegung halten: Die Annahme eines eigenständigen leiblich-drängenden und im Subjekt fortlebenden Sinnsystems unterscheidet seine materialistische Sozialisationstheorie von der tendenziell (diskurs-)idealistischen Position Butlers und kann diese bezüglich der Prähistorie der Psyche ergänzen. Zwar tauchen schon bei der Bildung der leiblichen Interaktionsformen im Sozialisationsprozess geschlechtliche Unterschiede auf, denn die Reaktionen seitens der Pflegepersonen auf die Regungen von Babys sind abhängig von deren (vermutetem) Geschlecht, wie die Baby X-Versuche gezeigt haben (Sidorowicz/Lunney 1980). Bei den Botschaften der Erwachsenen handelt es sich um eine Geschlechts-Zueignung, doch ihr unbewusster Anteil an störenden, aus dem elterlichen Sexualen stammenden

„Geräuschen“ (Laplanche 2008: 121) verweigert sich den (geschlechtlichen) Normen und Tabus (vgl. ebd.). Erst mit der Aneignung der heteronormativ strukturierten Sprache und der präsentativen Symboliken des Doing Gender findet die performative „Rekodierung der frühen Beziehungserfahrungen unter dem Eindruck der Geschlechterdifferenz“ (Rohde-Dachser 2003 [1991]: 225) statt und die Botschaften werden neu übersetzt. Auch die sexuale Ungeschiedenheit von Subjekt und Objekt, welche das spannungsreiche Ineinander von Begehren und Identifikation mit sich gebracht hatte, wird nun binär aufgetrennt und mit den geschlechtlichen Positionen zum Symbolischen verknüpft. Das scheinbar autonome Begehren nach (fleischlichem) Erkennen, Benennen und herrschaftsförmigem ‚Haben‘ des Getrennten – die Position des Subjekts – wird im Phallus als ‚männlich‘ symbolisiert, die Position des begehrten, undifferenzierten und unvernünftigen Objekts, dem es am Mangel mangelt, dagegen als ‚weiblich‘.[8] Im Unbewussten verbleibt der sexuale Rest, die „Höllenfiguren“, die in dieser Binarität nicht aufgehen. Weil die symbolische Ordnung unabdingbar für die bewusste Selbstwahrnehmung und -werdung ist, müssen Kinder unabhängig von Erziehungsintentionen danach streben, sich diese Ordnung anzueignen und sich in ihr, wie auch immer, zu verorten – „notfalls auch im Gegensatz zu dem ‚Vorbild‘ der eigenen Eltern“ (Hagemann-White 1984: 86). Das dabei unbewusst Gemachte – das leiblich-affektiv Erlebbare, wenn auch nicht als Gefühl Erfahrbare – aber stört das ‚Gelingen‘ von Geschlechtsidentität und verursacht unvermeidlich bleibende Konflikte im Subjekt.

Wir sind am vorläufigen Ende unserer Reise durch die Theorien um Leib, Affekt, Subjekt und Gesellschaft angelangt. Das psychoanalytisch-sozialpsychologische Konzept der gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit (vgl. Erdheim 1982) hat uns einen Weg eröffnet, der nicht essentialistisch primäre Affekte anzunehmen braucht und doch die eigendynamische und sperrige Affektivität des Leibes erkennen lässt – als leiblich sedimentierte, triebbezogene Interaktionsformen. Auf der anderen Seite werden dabei die Ordnungen der Kulturen nicht konstruktivistisch verabsolutiert, sondern als System symbolischer Interaktionsformen an die Leiber rückgebunden. Nichtsdestotrotz bleiben auch die Widersprüche zwischen den beiden Ebenen im Blick: Keine symbolische Ordnung kann das nicht-subjekthafte Erleben während der Bildung der somatisch erinnerten Interaktionsformen einholen und bewusst machen.

Für eine ‚Politik der Gefühle‘ lässt sich mindestens dreierlei von dieser Reise mitnehmen. Erstens: Eine Suche nach geschlechtlicher und sexueller Gefühls-Authentizität muss ins Leere laufen. Zweitens: Die Affektivität des Leibes ist als eingefleischte Hexis konservativ aber auch eine Störenfriedin der Gefühle. Unwillkürliche Fehlleistungen, diffuses Unbehagen und peinliche (sexuelle) Wünsche verweisen auf Überschüssiges. Drittens: Gefühle sind im praktischen Leben nicht per Willensentschluss dekonstruierbar, da sie im Leib verankert sind. Ein emanzipatorischer Prozess bedürfte eines affektiven ‚Erinnerns, Wiederholens und Durcharbeitens‘ des bei ihrer Genese ‚Vergessenen‘.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Sebastian Winter
Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, AB 8 „Gender"
Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld
sebastian.winter@uni-bielefeld.de

Anmerkungen

1 Vgl. überblicksartig zu dieser Diskussion Jäger 2004, Maihofer 1995, Villa 2011.

2 Dies klingt bei Hermann Schmitz an, wenn er von der „Autorität" der Atmosphären spricht, die freilich nur „Feinfühlige" vernehmen könnten (Schmitz 2008c [1989]: 128) oder wenn er sich auf die Konstitutionslehre Ernst Kretschmers und – ohne Ironie – auf die „treffsichere Herausarbeitung von Rassetypen durch den intuitiv hochbegabten F.L. Clauß" beruft (Schmitz 2008b [1989]: 43). Zur politischen Kritik an Schmitz siehe Heubel 2003.

3 Lorenzer konzentriert seine Überlegungen bzgl. der präsentativen Symbolik auf die Bedeutungszuweisung an Gegenstände im Spiel und in der Kunst. Doch stimmt er durchaus zu, dass auch „der Mensch selbst Mittel der Darstellung" werden kann (Lorenzer 1984a [1981]: 35). Was Langer in Bezug auf die leiblichen Ausdrucksweisen in Ritualen, Gesten, Tanzen, Küssen,... herausgearbeitet hat (Langer 1984 [1942]: 119f., 130ff.). Die begriffliche Unterscheidung von „leiblich-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen" und „instrumental-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen" stammt von mir.

4 So gewendet wäre der psychoanalytische Triebbegriff der Leibphänomenologie gar nicht so entgegengesetzt wie Schmitz annimmt (Schmitz 2008b [1989]: 97).

5 Laplanche nimmt an, dass auf „einer eindeutigen instinkthaften genetischen Grundlage von Anfang an wechselseitige[…] frühe[…] Beziehungen" existieren würden, „in denen das Nicht-Ich von Beginn an von dem unterschieden ist, was der eigenen Person angehört" (Laplanche 2004: 899). Überzeugender wird seine Theorie der rätselhaften Botschaften aber meines Erachtens, wenn man annimmt, dass das Rätselhafte gerade mit dieser dem Säugling fremden Differenzerfahrung zusammenhängt, die den psychischen Apparat konstituiert und den menschlichen Trieb von den tierischen Instinkten unterscheidet.

6 Wenn Lacan formuliert, das Unbewusste sei strukturiert wie eine Sprache, bezieht er sich dabei auf das primärprozesshafte Gleiten des Signifikats unter den Signifikanten, also auf die Mechanismen von Verdichtung und Verschiebung bei der Symbolbildung. Diese ist bei Lorenzer aber immer als Ich-Leistung, nicht als Mechanismus des Es gedacht. Das Ergebnis jeder Symbolbildung, auch der Traumarbeit, ist demnach nicht mehr unbewusst, sondern mindestens einen Schritt weit Bewusstwerdung.

7 Diese Unterscheidungen fehlen bei Paula Villa, die die Begriffe „präreflexiv" und „unbewusst" synonym verwendet (vgl. Villa 2011).

8 Diese Betrachtung ist freilich eher an Lacans Verständnis des Symbolischen angelehnt, denn an dasjenige Lorenzers.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005 [1998]): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Brunner, Markus/Burgermeister, Nicole/ Lohl, Jan/Schwietring, Marc/Winter, Sebastian (2012): Psychoanalytische Sozialpsychologie im deutschsprachigen Raum. Geschichte, Themen, Perspektiven. Freie Assoziation 15, 3/4, S. 15-78.

Butler, Judith (1991a [1990]): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1993[1991]): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001 [1997]): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2006 [1997]): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2007 [2002]): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Campbell, Kirsten (2001): The Plague of the Subject. Psychoanalysis an Judith Butler's *Psychic Life of Power*. International Journal of Sexuality and Gender Studies 6,1/2, S. 35-48.

Chodorow, Nancy (1994 [1978]): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München: Verlag Frauenoffensive.

Clough, Patricia T. (2010): The Affective Turn. Political Economy, Biomedia, and Bodies. In: Gregg, M./Seighworth, G. J. (Hrsg.): The Affect Theory Reader. Durham/London: Duke University Press, S. 206-228.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1994 [1972]): Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I. Winterthur: Suhrbier.

Erdheim, Mario (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. StA V, S. 37-146.

Freud, Sigmund (1911): Formulierungen über zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. StA III, S. 13-24.

Freud, Sigmund (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 31. Vorlesung. Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. StA I, S. 496-516.

Gregg, Melissa/Seighworth, Gregory J. (2010): An Inventory of Shimmers. In: Dies. (Hrsg.): The Affect Theory Reader. Durham/London: Duke University Press, S. 1-28.

Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: weiblich – männlich? Opladen: Leske + Budrich.

Heubel, Fabian (2003): Hermann Schmitz' *Adolf Hitler in der Geschichte* oder Zur Kritik der Neuen Phänomenologie. In: Ogawa, T. (Hrsg.): Studies on New Phenomenology and Theories of Collective Consciousness. Kyoto: Graduate School of Global Environmental Studies, S. 41-51.

Hopf, Ortun (2013): Der Überschuss des Begehrens und das Feld des Genießens nach Lacan. In: Bidwell-Steiner, M./ Baka, A. (Hrsg.): Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies. Gießen: Psychosozial, S. 101-130.

Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königsstein/ Taunus: Helmer.

Langer, Susanne (1984 [1942]): Philosophie auf neuen Wegen. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt/M.:Fischer.

Laplanche, Jean (2004): Die rätselhaften Botschaften des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des ‚Unbewußten' im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen 58,9/10, S. 898-913.

Laplanche, Jean (2008): Gender, Geschlecht, Sexuales. Forum der Psychoanalyse 24, 2, S. 111-128.

Laquièze-Waniek, Eva (2013): Von der melancholischen Identifikation zur Aneignung des Geschlechts. Butler liest Freud. In: Bidwell-Steiner, M./Babka, A. (Hrsg.): Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies. Gießen: Psychosozial, S. 59-82.

Lorenzer, Alfred (1977): Sprache, Praxis, Wirklichkeit – in der Perspektive einer Analyse subjektiver Struktur. In: Ders.: Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 38-57.

Lorenzer, Alfred (1984a [1981]): Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik, Frankfurt/M.: Fischer.

Lorenzer, Alfred (1984b): Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer.

Lorenzer, Alfred (2002 [1986]): Die Sprache, der Sinn, das Unbewußte. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften. Stuttgart: Klett-Cotta.

Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt/M.: Helmer.

Maihofer, Andrea (2002): Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. Erwägen Wissen Ethik 13,1, S. 13-26.

Massumi, Brian (1995): The Autonomy of Affect. Cultural Critique 31, 2, S. 83-109.

Rehbein, Boike (2011): Die Soziologie Pierre Bourdieus. 2. überarb. Aufl. Konstanz: UVK.

Rau, Alexandra (2013): Geschlecht und Psychopolitik. Zum Verhältnis von Subjektivierung und Macht. In: Grisard, D./Jäger, U./König, T. (Hrsg.): Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach/Taunus: Helmer, S. 133-146.

Rohde-Dachser, Christa (2003 [1991]): Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial.

Schmitz, Hermann (2008a [1989]): Leib. In: Ders.: Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. Bielefeld/Locarno: Sirius, S. 11-18.

Schmitz, Hermann (2008b [1989]): Phänomenologische Perspektiven der Psychotherapie. In: Ders.: Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. Bielefeld/Locarno: Sirius, S. 27-106.

Schmitz, Hermann (2008c [1989]): Die Autorität der Trauer. In: Ders.: Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik. Bielefeld/Locarno: Sirius, S. 125-134.

Sedgwick, Eve Kosofsky/Frank, Adam (1995): Shame of the Cybernetic Fold: Reading Silvan Tomkins. Critical Inquiry 21, 2, S. 496-522.

Sidorowicz, Laura S./Lunney, G. Sparks (1980): Baby X Revisited. Sex Roles, 6, 1, 67-73.

Tomkins, Silvan S. (1978): Script Theory: Differential Magnification of Affects. In: Dienstbier, R. A. (Hrsg.): Nebraska Symposium on Motivation. Lincoln/London: University of Nebraska Press, S. 201-236.

Tomkins, Silvan S. (1987): Script Theory. In: Aronoff, J./Rabin, A.I./Zucker, R. A. (Hrsg.): The Emergence of Personality. New York: Springer, S. 147-216.

Tomkins, Silvan S. (1995): Ideology and Affect. In: Demos, E. V. (Hrsg.): Exploring Affect. The Selected Writings of Silvan S. Tomkins. Cambridge: University Press, S. 109-167.

Villa, Paula-Irene (2013): Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen. In: Graf, J./Ideler, K./Klinger, S. (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 59-78.

Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS.

Winter, Sebastian (2013): Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung *Das Schwarze Korps*. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie. Gießen: Psychosozial.

Zupančič, Alenka (2013): Sexuelle Differenz und Ontologie. In: Bidwell-Steiner, M./Babka, A. (Hrsg.): Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies. Gießen: Psychosozial, S. 131-150.